

4. Rundbrief, Juli 2009

Katharina Philipp
Projekt Salem Brotherhood Uganda / Mbale
Dienstzeit: 19 Monate

Liebe Freunde, liebe Verwandte, liebe Unterstützer, liebe Eirenies!

Und schon sind wieder 3 Monate vergangen. Dass ich jetzt wirklich schon ein Jahr hier bin, kann ich kaum glauben. Auf der einen Seite – in diesem Jahr ist soviel passiert wie in sonst noch keinem Jahr meines bisherigen Lebens: Ein fremdes Land wurde zu einem zweiten Zuhause, ich wurde selbstständig und machte so viele Erfahrungen, dass ich sie gar nicht aufzählen kann. Nicht nur „äußerliche“ Erfahrungen – nein, auch Gedanken über mein Leben, über mich selbst und meine Zukunft, über Gott und die Welt – solche Gedanken kamen hier häufiger als bisher in Deutschland. Vielleicht liegt es unter anderem daran, dass ich hier oft einfach auch mehr Zeit zum Nachdenken habe: Wenn gerade Stromausfall ist, ich alleine zuhause bin und der Salem-Generator nicht angemacht wird, dann bleibt mir nichts anderes übrig als entweder 12 Stunden zu schlafen (was ich auch oft gemacht habe – bei uns ist nämlich oft Stromausfall) oder mir Gedanken zu machen.

Dass ich mich im April von meiner Mutter verabschieden musste, die an Krebs verstarb, trägt natürlich noch dazu bei, dass ich sage, in dem letzten Jahr ist viel passiert.

Trotzdem erfahre ich ab und zu noch völlig neue, interessante oder auch unglaubliche Dinge, dass ich manchmal nicht glauben kann, jetzt wirklich für ein Jahr hier gelebt zu haben. Ich denke aber, dass ich mittlerweile ein Stadium erreicht habe, in dem es mir sehr leicht fällt, Handlungen oder das Verhalten der Menschen nicht direkt zu beurteilen oder zu verurteilen, sondern erst mal zu beobachten und zu erforschen, was die Wünsche oder Bedürfnisse dahinter sind. Das macht das Leben um einiges einfacher und schöner... Und ich glaube nicht nur in Afrika.

Wenn ich aber mit offenen Augen durch Salem oder die Dörfer laufe, merke ich schon, was sich in einem Jahr doch so alles verändert hat. Kinder aus dem Kinderdorf können plötzlich laufen, manche, die letztes Jahr noch nicht reden konnten, sprechen sogar meinen Namen, Katharina wurde geboren, der Hund ist schon groß und hört recht gut, die Bäume die wir letztes Jahr ausgegeben haben sind zum Teil schon größer als ich!!

Ich lebe hier – ich arbeite nicht nur hier, ich lebe – diese Einstellung hatte ich am Anfang nicht so. Das heißt nicht, dass ich weniger arbeite, es heißt vielleicht zum einen, dass ich bewusster lebe, zum anderen aber auch, dass Begegnung, Austausch und auch Freundschaften wichtiger für mich werden und ich mich mehr berühren lasse und offener bin.

Bevor ich diesen Rundbrief zu schreiben begonnen habe, habe ich mir noch mal meine ersten Berichte durchgelesen – und habe kopfschüttelnd davor gesessen...

Ende Mai kam ich zurück nach Uganda – und wurde erst mal von einer Freundin aus Ruanda am Flughafen abgeholt. Wir fuhren nach Jinja zum Jürgen, einer der besten Mitfreiwilligen den man sich vorstellen kann... Pfingsten feierten wir in Form einer Wasserschlacht mit seinen Nachbarskindern, als Abschiedsfeier. Denn Jürgens Zeit in Uganda war schon vorbei... Bin aber so froh ihn noch getroffen zu haben.

Seit Anfang Juni bin ich also zurück im Projekt, und wurde da natürlich von allen Leuten super nett empfangen. Schon nach Deutschland hatten mir meine „Kollegen“ einen dicken Umschlag mit lauter ermutigenden und anteilnehmenden Briefen zum Tod meiner Mutter geschickt.

Viel erwartet wurde in der ersten Zeit von mir wirklich nicht. „Du musst dich jetzt erstmal von Deutschland erholen!“ – Was auch ein bisschen so war. Ich war einfach froh, hier zu sein. Zu SEIN, und nicht immer zu TUN. Erstmal musste ich 3 Tage lang durch Salem laufen und alle Leute begrüßen und mich begrüßen lassen.

Dann erst starteten Martha und ich unsere Arbeit wieder richtig.

Anfang Juli hatte ich das erste Mal Malaria, es war aber gar nicht so schlimm und dauerte nur ein Wochenende.

Mitte Juli bin ich dann nach Ruanda gefahren – um dort meine Freundin Silvia, die ich schon aus Deutschland kenne und die gerade in Kigali einen Freiwilligendienst macht, zu besuchen.

Kurz danach kam Vanessa aus Australien. Sie bleibt hier für mindestens ein halbes Jahr und wohnt mit mir in der Freiwilligen-WG. Sie ist Lehrerin, und hat schon ein halbes Jahr in Äthiopien freiwillig in einem Projekt gearbeitet. Sie hat auch eine Ausbildung in Umweltmanagement. Bisher verstehen wir uns absolut gut – es hat gleich super gepasst. Resultat sind stundenlange Gespräche und Diskussionen, wir haben, was unsere Einstellungen und unseren Glauben betrifft viele Berührungspunkte. Vanessa arbeitet jetzt mit im Umweltprogramm.

Vor kurzem hat sich auch Deborah aus unserer Freiwilligen-WG verabschiedet...

Mitte August kommt eine neue Eirene-Freiwillige nach Salem – im Moment gibt es viele Veränderungen.



Ich, Cadette und Silvia in Ruanda



Terrassenanbau in Ruanda, nahe der Grenze zum Kongo

Im letzten Rundbrief hatte ich es in der Mail schon angekündigt: Ich werde meinen Dienst hier in Uganda um 4 Monate bis Januar 2010 verlängern. Jetzt schon ans Heimfahren im September denken zu müssen, wäre nach dem Hin und Her des letzten halben Jahres nicht gut. Ich freue mich auf die vor mir liegende Zeit und weiß auch, dass ich sie brauchen werde, um mich mit dem ein oder anderem auseinander zu setzen.

Die Arbeit im Projekt

In den sechs Wochen während meiner Abwesenheit ging es super mit dem Aufforstungsprogramm weiter. Martha machte genauso weiter, wie wir aufgehört hatten, schrieb die Berichte, verteilte die restlichen Bäume an die Farmer und begann schon mir dem Monitoring. Das ist natürlich ermutigend, und für sie war es nicht schlecht, dass ich mal eine Zeit nicht da war. Dadurch hat sie noch mehr Selbstvertrauen bei ihrer Arbeit bekommen.

Der Environmental Day (Umwelttag), den ich schon mit vorbereitet hatte, lief wohl super ab und die 3 Schulen machten gut mit: Wie geplant hatten die Kinder für die Demonstration Plakate gemalt und entweder ein Theaterstück, ein Lied oder ein Gedicht eingeübt, was dann zwischen den Ansprachen von verschiedenen Politikern aufgeführt wurde. Wie schon im letzten Rundbrief erwähnt, übergab der Umweltminister 10.000 Bäume, was nur ein Viertel seines Versprechens war, aber immerhin!

Als ich dann wieder zurückkam, führte unser erster Gang zum District: Besuch beim Umweltminister. Man merkt bei so was einfach sehr stark, wie unterschiedlich das politische System in Uganda und in Deutschland doch ist. Auch im Umgang mit Politikern verhalte ich mich vollkommen anders als andere Ugander. Ich bin es einfach gewohnt, angehört zu werden, und ich brauche in Deutschland meinen Respekt nicht dadurch zu zeigen, dass ich die Augen niederschlage, sehr leise rede und im Prinzip nicht deutlich sage, was ich möchte oder was das Problem ist. Martha war am Anfang gerade wenn wir zum District gegangen sind, ein kleiner Schatten von mir, sagte überhaupt nichts und fühlte sich absolut nicht wohl. Dadurch, dass sie aber oft gesehen habe, wie ich es mache, wird sie immer mutiger, was ich sehr gut finde. An dem Tag diskutierten wir so lange mit dem Umweltminister herum, bis er uns schließlich 1000 weitere Bäume gab. Immerhin besser als nichts. Dieser Mensch ist übrigens einer der typischen korrupten Politiker, auf die man sich 0% verlassen kann und mit denen man am liebsten gar nichts zu tun hat. Da müssen wir uns immer daran erinnern, dass wir ja kein nettes Gespräch, sondern Bäume haben wollen.

Es folgten weitere Besuche bei unseren Farmern, in den Schulen, Treffen mit den Mobilisern und auch mit dem Projektleiter.

Ende Juni schrieben wir den ersten Bericht über die ausgegebenen Bäume. Es ist etwas entmutigend: Nur 65% der Bäume haben die ersten 3 Monate überlebt. Ende Juli werden es wahrscheinlich noch mehr sein. Hauptgrund dafür ist die Trockenheit. Schon seit 2 Monaten sollte es wieder anfangen zu regnen, stattdessen trocknet alles, auch das Essen auf den Feldern.

In Soroti (ca. 1 ½ Stunden Fahrt von hier Richtung Norden) gibt es derzeit eine Hungersnot, und es sind schon Leute gestorben. Die ganze Region hat dieses Jahr noch keinen Regen gehabt. Unsere erste Regensaison war auch viel zu kurz. Als ich letztes Jahr kam, war es auch viel grüner, und die Mangoernte war lange vorbei.

Es ist klar, dass dann auch unsere Bäume sterben. Auch wenn wir eigentlich von den Bauern erwarten, dass sie sie gießen – das ist einfach nicht möglich, wenn im Umkreis die Quellen ausgetrocknet sind und die nächste Wasserstelle 3 km entfernt ist.

Trotzdem überleben natürlich dort die meisten Bäume, wo die Leute sich am meisten Mühe geben und am interessiertesten sind. Nächstes Jahr werden wir die Bäume unter anderen Kriterien verteilen. Ich glaube einfach, dass es nicht nur in Deutschland so ist, dass kostenlose Dinge nicht so gewertet werden wie Dinge, für die man bezahlt hat. Deshalb werden nächstes Jahr nur die Leute, die eine bestimmte Prozentzahl überlebende Bäume haben, weiterhin kostenlos Bäume von Salem bekommen. Der Rest zahlt die Hälfte oder den vollen Preis. Das heißt

natürlich auch, dass die Bildungs- und Sensibilisierungsmaßnahmen immer wichtiger werden. Unser Ziel ist es ja nicht, möglichst viele Bäume kostenlos zu verteilen. Unser Ziel ist, interessierte und sensibilisierte Menschen zu haben, die bereit sind, ein paar 100 Shillinge in Bäume zu investieren, weil sie gelernt haben, dass sie sich so gegen Umweltprobleme und Klimawandel schützen können und gleichzeitig in 15 Jahren reich sein können.

Um möglichst viele Menschen zu erreichen, gehen wir wieder in die Kirchen, dieses Mal noch flächendeckender. Da wir zu zweit sind, können wir an einem Sonntag 4 Gottesdienste besuchen (natürlich zu verschiedenen Zeiten) und dann im Anschluss an das Gebet einen kurzen Vortrag über die Funktion von Bäumen halten.

Gleichzeitig arbeiten wir mehr mit den lokalen Politikern („Bürgermeistern“) zusammen und organisieren große Treffen für alle Dorfbewohner, um dort auch anhand praktischer Übungen zu zeigen, wie man Bäume pflanzt und warum man das tun sollte. Dabei machen die Jugendlichen wieder mit und wir führen unser Aufforstungs-Drama auf.

Die Radioprogramme gehen auch weiter und es macht uns großen Spaß. Von einem Radio haben wir jetzt eine Anfrage, bei einer Jugend- und Kindersendung teilzunehmen. Dafür wollen wir natürlich ein paar interessierte Kinder trainieren, die dann selber zu ihresgleichen sprechen können.

Die walisische Regierung hat in der letzten Zeit qualitativ hochwertige Workshops zum Thema Klimawandel in Mbale angeboten. Ab 2010 will Wales 10 Orte in der Welt, die besonders vom Klimawandel betroffen sind, auch finanziell unterstützen. Einer der zwei ausgesuchten Orte in Afrika ist Mbale, woran man schon sieht, dass es sehr ernst ist... Denis hat mich zu diesen Workshops immer als „Vertretung“ hingeschickt, was ich super fand. Auch wenn ich vieles in Bezug auf den Klimawandel schon weiß, weil ich mich ja auch in Deutschland schon mit dem Thema auseinandergesetzt habe, ist es eine gute Möglichkeit, mein Netzwerk zu erweitern, andere Leute und andere Projekte kennen zu lernen und Kontakte zu bekommen.

Außerdem ist es für mich das erste Mal, mich aus afrikanischer Sicht über den Klimawandel zu informieren. Das ist etwas vollkommen anderes.

Afrika trägt nur ca 3% zum Klimawandel bei. Nur 3% der weltweiten Emissionen kommen aus Afrika!!

Die Arbeit macht noch immer großen Spaß, ich mag die Vielfältigkeit sehr gerne und genieße den Umgang mit den Menschen und mit der Natur sehr.

Seit Vanessa da ist, sind wir noch motivierter. Da sie im Umgang mit Schulen viel Erfahrung hat und gerne mit Schulen zusammenarbeiten würde, haben wir uns etwas aufgeteilt. Sie wird schwerpunktmäßig mit den Schulen arbeiten und die Umweltclubs übernehmen. Wöchentlich will sie sie besuchen und natürlich auch andere Dinge als Bäume und Aufforstung thematisieren. Müll, Kompost, Sanitation (alles was sanitäre Anlagen rund ums Haus betrifft – nur ca. 50% der Bevölkerung rund um Salem haben Latrinen...), all das gehört zur Umweltarbeit. Im Moment arbeiten wir regelmäßig in drei Grundschulen (Primary School) und in einer weiterführenden Schule (Secondary School), bald werde ich mich aber mehr daraus zurückziehen und mich mehr auf die Communities konzentrieren.

Auch wenn die Arbeit besonders mit der lokalen Bevölkerung nicht einfach ist und oft Dinge, die so offensichtlich sind, dann doch nicht klappen, überwiegt doch die Motivation. Bei solchen Problemen hilft es einfach, mit Martha oder anderen Menschen, die ähnliche Erfahrungen mit Community-Work haben, zu reden und Lösungen zu finden.

Religionen in Uganda

In den vorherigen Rundbriefen habe ich ab und zu die Vielfalt der Religionen und Glaubensrichtungen erwähnt, jetzt ist es Zeit für einen kleinen Extra-Artikel zu diesem Thema.

In Uganda gibt es ca. 16% Mulime, 80% Christen und 4% andere Religionen wie Hindus, Bahai und Naturreligionen.

Hier im Nakaloke Sub County sind es etwa 60% Muslime, und Salem ist aus verschiedenen Religionen und Glaubensrichtungen bunt zusammengesetzt.

Eigentlich interessiert es die Leute nur, DASS man irgendwo hinget zum Gebet, es interessiert gar nicht soviel, WOHIN man letztlich geht. Und ich war und bin immer überall willkommen. Ob das jetzt die kleine katholische Kirche ist, in die ich manchmal gehe, oder die evangelische Kirche, oder der hinduistische Tempel in Mbale oder auch die Moschee in der Nähe von Nakaloke.

Ich sehe das als Chance, mehr über unsere Weltreligionen zu lernen, und einfach mitzumachen. In Deutschland würde es sicher seltsamer aussehen, wenn ich einfach mit zu einem islamischen Gebet kommen würde. Vielleicht hat es auch damit zu tun, dass ich weiß bin, aber bisher waren alle Leute anderer Religionen immer sehr offen, bereit über ihre Gewohnheiten und über ihren Glauben zu sprechen. Der Priester im hinduistischen Tempel in Jinja wollte mich sogar regelmäßig treffen, und wir sollten uns gegenseitig über unsere Religionen unterrichten. Wäre sicher interessant gewesen, leider ist Jinja jedoch 2 1/2h Busfahrt von Mbale entfernt. Er fragte mich einfach: „Und, wie heißt dein Gott?“ – ohne infrage zu stellen, das es ihn gibt. Hinduismus ist eine tolerante und offene Religion, über die ich viel zu wenig weiß...

Eine recht neue Entwicklung in Uganda ist das immer häufigere Auftreten verschiedener amerikanischen Freikirchen und Baptisten, die ziemlich stark missionieren. Schon ein paar Mal wollte mich jemand bekehren, den „born agains“ („wiedergeborene“ Christen – da gibt es verschiedene von...) oder den Baptisten. So etwas mag ich ja gar nicht... Ich sehe diese Entwicklung als sehr kritisch. Ein solcher Glaube ist meiner Meinung nach wenig reflektiert und ich werde belächelt und nicht ernst genommen, wenn ich mal etwas hinterfrage oder einmal auf eine Frage nicht direkt eine Antwort weiß. Aber ehrlich gesagt möchte ich gar nicht auf jede Frage eine Antwort haben. Die „born agains“ sind auch jene, die so oft in der Stadt oder in Bussen und an anderen öffentlichen Stellen mit einer Bibel in der Hand stehen und rumschreien. Sie predigen, und schon allein die Lautstärke schreckt mich so ab, ganz zu schweigen die Aggression, die sich aus irgendeinem Grund dahinter befindet.

Ist man bei anderen Religionen eingeladen, muss man aufpassen (Bild):



Durch die Globalisierung wird die Welt immer kleiner, Migration bringt auch andere Religionen nach Deutschland. Ein Dialog ist so wichtig, und eine Voraussetzung für Frieden. Dialog heißt nicht, seine eigenen Werte und Überzeugungen aufzugeben oder mit anderen zu vermischen. Es heißt offen zu sein, zuzuhören, lernen zu wollen und sich berühren zu lassen.

Heißklima- und Kaltklima-Kultur

Vor kurzem habe ich ein kleines Buch (Überall zuhause? Von Sarah A. Lanier) gelesen, in dem diese beiden Begriffe verwendet wurden: Heißklima- und Kaltklima-Kultur. Ganz viel von dem, was dort beschrieben war, hatte ich schon selbst erfahren. Natürlich sind das Verallgemeinerungen, aber diese können auch hilfreich sein, solange man sie als das nimmt, was sie sind – Verallgemeinerungen.

1. Beziehung oder Leistung

Die Menschen in Heißklimazonen sind beziehungsorientierter als Menschen in der Kaltklimazone. Kommunikation dient dazu, eine Wohlfühlatmosphäre zu schaffen, und nicht in erster Linie dazu, sachliche Informationen zu übermitteln. Zwischenmenschliches ist wesentlich wichtiger als Zeiteffizienz oder das letztendliche Ergebnis einer Arbeit. Niemals würde man ohne Umschweife zum Thema kommen, und sei es noch so dringend. Hier in Uganda gibt es verschiedene Begrüßungsrituale, je nach Sprache sind diese länger oder kürzer. Mittlerweile fällt es mir nicht mehr schwer, mich eine halbe Stunde lang zu unterhalten, ohne praktisch irgendetwas wichtiges zu „sagen“, das heißt, es wird sich nur ausgetauscht wie es einem geht (immer: „gut“), wie es hier ist, wie es dort geht, wie es der Familie geht und wie es allgemein ist, wie die Arbeit war oder ist oder wie der Tag / die Nacht ist / war. Immer wird mit „gut“ geantwortet, auch auf die Frage „How is life?“ (Wie ist das Leben?). Wir beglückwünschen uns praktisch immer, ein ernst gemeintes „well done“ (gut gemacht) oder „webale emirimu“ (danke für die Arbeit, die du gemacht hast) höre ich täglich so oft. Die Heißklima-Kultur ist emotional gesteuert, während die Kaltklima-Kultur eher rational gesteuert ist. Als Deborah sich vor Kurzem aus Salem verabschiedet hat, war die ganze Woche zuvor praktisch keine ernsthafte Arbeit möglich. „For sure“ – es stand außer Frage dass ich ihr beim Packen helfe, Sachen für ihre Abschiedsfete organisiere, und natürlich so viel Zeit wie möglich mit ihr verbringe. Alles andere wäre einfach nur unhöflich gewesen, während in Deutschland so was bestimmt nicht als Ausrede gegolten hätte, nicht auf der Arbeit zu erscheinen...

2. Kommunikation – direkt oder indirekt

Im heißen Klima und im kalten Klima wird unterschiedlich kommuniziert. Für uns im Norden, in der „Kaltklimazone“, ist die Information und die Genauigkeit in der Kommunikation wichtig. Ein Ja ist ein Ja, und ein Nein ist ein Nein. Direkte Fragen oder ein (taktvolles) Mitteilen der eigenen Meinung wird nicht als Unhöflichkeit gewertet und wird sogar erwartet. Hier im „heißen Klima“ ist die Kommunikation indirekter, das momentane entspannte Miteinander ist wichtig. Das heißt, dass eine Information „I'm about to come“ („Ich komme gleich“ – hört man extrem oft), zu ca. 90% der Fälle meiner Vorstellung absolut nicht entspricht und der Betroffene vielleicht 4h später ankommt. Auch wenn ich meinen Nachbarn frage, ob ich mit ihm in die Stadt fahren kann, sagt er vielleicht: „Ja, gerne! Willkommen in meinem Auto! Wir sind zwar schon viele, aber wenn wir uns ein bisschen zusammenquetschen, dann passt das schon.“ In Deutschland wäre das ein klares Ja. Hier ist es ein klares Nein. Es ist nicht immer ganz einfach, herauszubekommen, was der andere jetzt wirklich meint oder will, ich hab auch gelernt, Fragen, die mit Ja oder Nein zu beantworten sind, zu vermeiden. Mittlerweile werde ich sogar selber so...

3. Individualismus gegen Gruppenidentität

Während in Deutschland wesentlich mehr Wert auf die eigene Meinung und eigenes selbstständiges Denken gelegt wird, wachsen die Menschen der Heißklimazone mit einem großen Gruppenidentitätsgefühl auf. Die Identität ist an einen Stamm, einen Clan oder eine Familie gebunden. Benimmt sich jemand daneben, fällt es auf die Gruppe zurück, während wir in der Kalt Klima-Kultur eigenverantwortlich sind und auch (meistens) alleine die Konsequenzen tragen. Das heißt natürlich auch, dass es einen Gruppenleiter gibt, dem alle recht widerstandslos gehorchen und die Entscheidungen an ihn abgeben. Für uns Deutsche mag das wenig erstrebenswert klingen, aber es hat auch seine positiven Seiten. Zum Beispiel ist es völlig normal, dass sich Verwandte um Waisen aus demselben Clan oder der selben Familie kümmern, und auch die Schulbildung bezahlen, wenn finanziell irgendwie möglich. Einander wird geholfen, auch wenn leider oft nur innerhalb der Gruppe...

Während wir gewöhnt sind, uns individuell zu kleiden und uns individuell zu verhalten (z.B. zu uns selbst zu stehen: „das schmeckt mir nicht!“), geht es den Menschen der Heißklima-Kultur um die Beziehung und die Wirkung auf die Gruppe. (Man würde sich nie die Frage stellen, ob das Essen schmeckt. Man isst es und freut sich, gut bewirtet zu werden.)

Dieser Aspekt der Gruppenidentität und der damit verbundenen Obrigkeitshörigkeit fällt mir oft schwer zu akzeptieren. Da merke ich einfach, wie anders ich aufgewachsen bin, und wie anders auch meine Schulbildung war: Es wurde Wert darauf gelegt, Dinge kritisch zu hinterfragen, zu reflektieren und sich dann eine eigene Meinung zu bilden, die man auch laut äußern durfte.

4. Ausgeschlossen – eingeschlossen

Wenn ich mit einer Freundin in die Stadt gehe und vorschlage, einen Kaffee trinken zu gehen, geht sie automatisch davon aus, eingeladen zu sein. Ich glaube auch, dass Menschen der Heißklimazone das Bedürfnis, in Ruhe gelassen zu werden und „Zeit für sich selbst zu haben“ weniger kennen als wir. Mir ist es manchmal wichtig, alleine in meinem Zimmer zu sein, und ab und zu genieße ich es auch, alleine in unserer WG zu wohnen, wenn die anderen auf Reisen sind. Meine Nachbarn können das jedoch nie verstehen. Entweder sitzen sie bei mir und gehen nicht mehr weg ☺, oder sie werden fast wütend wenn ich nicht automatisch zu jeder Mahlzeit bei ihnen auftauche. Es tut ihnen immer so leid, wenn ich alleine bin, während ich das ab und zu mal echt nett finde...

Besitz wird geteilt und von jedem benutzt, sei es Kleidung, Geschirr oder Essen. Man ist immer willkommen und fühlt sich auch so. Es ist kein Problem, einfach ein Gespräch unter 2 Augen, und sei es noch so privat, zu stören, sich einfach dazusetzen. Unhöflich ist es auch, wenn man innerhalb einer Gruppe private Zwiesprache hält, was bei uns in Deutschland sogar eher normal ist.

5. Gastfreundschaft

Hier in Uganda ist Gastfreundschaft sehr spontan, alle sind sehr flexibel und man ist jederzeit willkommen. Einladungen werden gar nicht erst ausgesprochen, außer zu irgendwelchen speziellen Festen oder Veranstaltungen.

Besucht man jemanden spontan, heißt es nicht, dass man die ungeteilte Aufmerksamkeit bekommt und es wird auch nicht erwartet. Man ist immer willkommen, egal ob der Gastgeber gerade wäscht, kocht oder sonst irgendwie beschäftigt ist. Man wird immer bewirtet mit dem, was gerade da ist. Und so wenig es

sein kann (wenn nämlich gerade nichts da ist), trotzdem freut man sich über die gute Bewirtung. Und auch wenn nichts da ist, alles wird gegeben für den Gast!! Und Essen wird beinahe aufgedrängt. Das ist sehr höflich, und ich lernte erst mit der Zeit, ebenso höflich abzulehnen. Denn wenn mein Besuch in einer armen Familie wirklich nicht geplant ist, ist natürlich auch was das Essen angeht nichts geplant. Und auch Auch für geschäftliche Meetings werden die eigenen vier Wände bevorzugt, um eine private Atmosphäre zu schaffen.

Bei uns in der Kaltklimazone dagegen wird Gastfreundschaft sehr ernst genommen und wird im Normalfall geplant. Besuch ist keine Alltäglichkeit und dem Besucher wird normalerweise die volle Aufmerksamkeit erteilt.

Eine Erfahrung gleich zu Anfang meines Jahres in Uganda ist ein gutes Beispiel für die Gastfreundschaft der Ugander: Als der Ramadan zu Ende war, gab es einen nationalen Feiertag, und die Muslime hatten ein riesiges Essen. Kassifa, eine gute Freundin von mir, natürlich auch. Ich dachte, natürlich bin ich nicht willkommen, schließlich ist es ein Tag für die Muslime, und da gehöre ich ja nicht dazu. Einen Tag später traf ich sie. Sie war beinahe beleidigt, dass ich nicht kam! Sie hätte all mein Lieblingsessen gemacht, und lange gewartet und warum ich denn nicht mit ihr gefeiert hätte?

6. Konventionen – mehr oder weniger

In der Heißklimazone gibt es mehr Konventionen und Traditionen als in der Kaltklimazone. Lieber zieht man sich z.B. zu gut an als zu schlecht, bei Meetings erscheinen alle Männer in Anzug und Krawatte, die Frauen entweder in traditionellen Kleidern oder auch modischen Anzügen. Auf das Äußerliche wird viel Wert gelegt. Ich habe auch das Gefühl, dass ich mit einem langen Rock und bedeckten Schultern (oder noch besser: einem traditionellem Kleid) besonders in den Communities und bei Meetings ernster genommen werde.

Es ist wichtig, wen man kennt, Beziehungen sind wertvoll. Es ist auch wichtig, wohin man gehört, ob ein Familienmitglied z.B. hoch angesehen ist.

Geschlechterrollen sind in der Heißklimazone viel stärker ausgeprägt. Mir fällt es manchmal so schwer, das mit anzusehen. Aber für die Frauen ist es oft einfach normal. Gerade die ungebildeten hinterfragen nicht so viel, und auch die gebildeten akzeptieren es einfach, dass der Mann eben der Chef ist und dass sie zu kochen und zu waschen haben.

Die Distanz zu Autoritätspersonen ist wesentlich größer als in der Kaltklimazone. Ich bin es aus Deutschland gewohnt, recht unbefangen, klar und ehrlich mit Politikern oder auch Polizisten zu reden, auch mit Lehrern oder Vorgesetzten würde ich normal und auf (zumindest beinahe) gleicher Ebene reden, ohne dass ich ihre Autorität infrage stellen würde. Hier ist das total anders. In Anwesenheit unseres Projektleiters sind alle Mitarbeiter extrem zurückhaltend und würden nie ehrlich ihre Meinung sagen. Sie akzeptieren, was er sagt, ohne es infrage zu stellen. (Siehe Gruppenidentität) Autoritätspersonen werden mit „Sir“ oder „Madam“ angeredet und auch die Titel (z.B. Doktor) werden genannt.

Es gibt mehr Sitten und Gebräuche als in der Kaltklimazone, wo man mit Traditionen eher zwanglos und individuell ist.

Eine weitere Tradition sind die Begrüßungs“rituale“, die jedes Gespräch einleiten. „How are you, how is your family, how is here, how is there, how is work, how is it, how is life, Thank you for everything you have done today, well done (...)“

7. Terminplanung - Ereignis oder Zeit

Ich glaube jeder hat schon gehört, dass die Zeit in Afrika (und in der restlichen Heißklimazone) eine andere Rolle spielt als in dem strukturierten und durchgeplanten Leben der Menschen in der Kaltklimazone. Mittlerweile habe ich mich recht gut dran gewöhnt. Man lebt wesentlich mehr im Augenblick, ist flexibel, spontan und recht kreativ. Und Pünktlichkeit ist nicht so wichtig. Ich habe mittlerweile immer ein Buch dabei, um mich zu beschäftigen, sollte ich mal wieder 2h auf denjenigen warten, mit dem ich verabredet war. Man kommt einfach, wenn es einem passt. Das heißt, wenn ich um 14.00Uhr verabredet bin oder eine Veranstaltung um 14.00Uhr beginnt, dann denke ich unter Umständen erst um 14.00Uhr daran – und mache mich dann erst fertig und gehe los.

Bisher hatte eigentlich jeder, der zu einer Verabredung mit mir zu spät (oder gar nicht) kam, eine akzeptable Ausrede. Als Yusuf einmal nicht zum Monitoring erschien, erzählte er mir folgendes: Er hatte zufällig jemanden getroffen, der ihm 3 Bäume abkaufen wollte (Yusuf hat einen riesigen Wald und ist einer unserer Mobiliser). Da musste er sofort mit diesem Menschen gehen und die Bäume abschneiden und abtransportieren. Warum musste das so schnell gehen? Ganz einfach, am nächsten Tag ging das nächste Semester für seine Kinder los – und er hatte noch kein Geld für die Schoolfees. Logisch, dass das vorgeht, gegenüber einem Termin zum Monitoring, der ja beliebig zu verschieben ist.

Solche Ausreden werden gelten gelassen – oft auch wenn es um echt ernste Sachen geht. „Vielleicht ist er anderweitig beschäftigt“ oder „Er hat bestimmt anderes Programm“ – Solche Aussagen höre ich so oft. Jeder kennt es, in Not zu sein oder etwas zu tun, was wichtiger als alles andere ist. Und immer wird angenommen, dass der andere gerade in einer solchen Situation steckt. Vielleicht ist die Mutter krank, oder es ist eine Beerdigung oder sonst was... Wenn wir in einer Kirche über Bäume sprechen wollen, es hat aber die Nacht davor zum ersten Mal seit langer Zeit richtig geregnet, brauchen wir gar nicht hinzugehen: Die Leute werden im Garten sein. Dasselbe, wenn wir ein Community-Meeting machen, und sei es noch so offiziell durch den Chairman organisiert. Es ist zwar ernst zu nehmen, aber jeder der nicht kommt wird eine ebenso ernstzunehmende Ausrede haben.

Auch von meiner Seite wird eine solche Ausrede gelten gelassen. Ausreden, die mir in Deutschland so peinlich wären, weil sie absolut nicht akzeptiert würden. In der Kaltklimazone werden Veranstaltungen oder Verabredungen ernster genommen, und die restlichen Termine werden drum herum geplant.

Einige kulturelle Überzeugungen, die da sind, obwohl alle drüber lachen...

- Eine sehr schöne Tradition, wie ich finde, ist der „Escort“ – die Begleitung der Besucher in Richtung deren Zuhause, wenn sie den/die Gastgeber/in verlassen. Es wird dann oft weiter gesprochen, und gerade bei meiner liebsten Nachbarin Grace zieht sich ein solcher Escort oft sehr lange hin, weil es oft die einzige Zeit ist, in der wir uns alleine sehen, weil ihr Haus ja immer voll ist. Wir bleiben immer ca. 10 Meter vor meinem Haus stehen und quatschen uns fest. Einmal meinte ich, sie könnte ja gerade noch mit reinkommen, und wir könnten noch Tee trinken. Und sie erklärte mir, dass ein Glaube in ihrer Kultur wäre, dass ich „nicht gut ankommen“ würde, wenn ein Escort zu einem Besuch hinauslaufen würde...

Martha, die manchmal versucht, solche Traditionen logisch zu erklären, meinte, dass ich Grace dann ja wieder begleiten müsste, und dann am Ende würde ich wieder mit ihr rein kommen und so weiter – also wäre dieser Glaube rein dazu da, Zeit zu sparen...

- Wenn man Teller mitbringt, weil man eingeladen ist und die/der Einladende nicht genug Teller hat, ist der/die Gastgeber/in äußerst schlecht und wird in Zukunft keinen Besuch mehr bekommen... - Und wenn man diese Teller dann ungespült wieder mitnimmt ist es noch schlimmer... Wenn man Essen mitbringt genau das gleiche. Mittlerweile habe ich Martha davon überzeugt, das das bei mir nicht gilt – und seitdem kochen wir oft beide und essen dann zusammen: deutsch-ugandisch.
- Unter den normalen „local“ Hühnern Ugandas (die fast um jedes Haus rumlaufen und die Eier leider meistens ins Gebüsch legen) gibt es manche mit einem Gendefekt, durch den alle Federn lustig nach außen gebogen sind. Das ganze Huhn sieht total zerzaust, nass und verwildert aus, auch wenn's ihm sehr gut geht. Wenn man ein solches Huhn allerdings für einen Gast schlachtet, dann kommt dieser Gast nie mehr wieder!
- Schwiegermutter und Schwiegersohn schütteln sich nie die Hände und können nicht an einem Tisch sitzen und auch nicht im gleichen Haus schlafen.
- Wenn man einen Mann heiratet, und die eigenen Eltern nicht zustimmen ist man entweder unfruchtbar oder die Kinder sterben.

Das ist noch nicht lange her! Völkermord in Ruanda...

Vor meiner Reise nach Ruanda lag es auf der Hand, sich vorher noch einmal ausgiebig über die Geschichte des Landes zu informieren und sich natürlich auch während der Reise mit diesem Thema auseinanderzusetzen. Daran kommt man auch wirklich nicht vorbei. Entlang den Straßen, vor Gebäuden oder an Kreuzungen erinnern große Gedenktafeln an das Geschehene. Oft kann ich es nicht verstehen – in Ruanda sprechen die meisten Menschen nur Kinyarwanda, nur wenige können Französisch oder Englisch. Auch die Gedenktafeln sind auf Kinyarwanda. Fast jeder, den man fragt, hat während dem Genozid Verwandte oder Freunde verloren. Fast jeder ist traumatisiert...

Ich kann es mir einfach nicht vorstellen, dass das das alles erst 15 Jahre her sein soll. Dadurch, dass Afrika viel näher in mein Bewusstsein gerückt ist, rückt natürlich auch ein solches Geschehen näher.



Auslöser für den Genozid war der Abschuss des Flugzeuges, in dem der ruandische und der burundische Präsident saßen. Beide Präsidenten kamen dabei ums Leben, und innerhalb wenigen Stunden begann am 6. April 1994 das Töten. In den nächsten 100 Tagen wurden 1.000.000 Ruander getötet. Schnell wurden die Befehle zum Morden gegeben, und durch systematische Straßensperren und gezieltes Töten wurden die Batutsi und die oppositionellen Bahutu

umgebracht. Es gab Todeslisten, und die Befehle kamen übers Radio, über die Regierung bis hinunter in die kleinsten Gemeinden. Tausende Menschen waren auf

der Flucht in die Nachbarländer, hunderttausende Frauen wurden vergewaltigt, als Tötungswerkzeuge wurde alles benutzt was man sich vorstellen kann. Auf offener Straße und vor den Augen aller geschah es.

Das systematische Vorgehen lässt darauf schließen, dass der Völkermord lange zuvor schon geplant war. Wie kann das sein, dass es keiner merkt?

Die ethnische Unterscheidung zwischen den Batutsi, den Bahutu und den Batwa begann 1930 in der Kolonialzeit. Von den Belgiern wurde 1934/35 eine Volkszählung durchgeführt, bei der zwischen den Stämmen eindeutig unterschieden wurde. Der Einfachheit halber orientierte man sich an der Zahl der Rinder, die die Familien besaßen. Traditionell sind die Batutsi Rinderzüchter, die Bahutu Feldbauern mit wenigen Rindern und die Batwa Jäger und Sammler ohne Rinder. Laut Gesetz waren die Ruander mit mehr als 10 Rindern Batutsi, mit weniger als 10 Rindern Bahutu und mit keinen Rindern Batwa. Diese Zugehörigkeiten wurden erfasst und in Ausweisen vermerkt. Belgien und auch die Kirchen begannen, die Batutsi zu bevorzugen und bezeichneten sie als intelligenter.

Seit 1959 gab es immer wieder Unruhen und Bürgerkriege, bei denen bis zu 20.000 Batutsi umgebracht wurden.

Die hundert Tage Genozid möchte ich auf keinen Fall mit dem Holocaust in Deutschland vergleichen. Trotzdem war die Todesrate (ein sehr schlimmes Wort) um ein vielfaches höher.

Vielleicht ist mein Rundbrief nicht der Ort, die ganzen geschichtlichen Zusammenhänge zu erläutern und zu analysieren. Ich möchte nur aufmerksam machen. So was soll nie wieder geschehen! Nach dem Völkermord in Deutschland wurde auch gesagt: Niemals wieder! Was ist mit Jugoslawien? Was ist mit Ruanda? Was kommt als nächstes?

Man wird es sich nie vorstellen können, dass in 100 Tagen 1.000.000 Menschen, so wie DU und ICH gestorben sind. Individuen, von denen viele, hätten wir sie gekannt, unsere Freunde sein könnten...

Danke

Jetzt ist meiner Meinung nach auch der Zeitpunkt gekommen, vielen Leuten Danke zu sagen.

Ich danke zunächst allen meinen Unterstützern, die diese Zeit hier ermöglichen und durch ihre regelmäßigen Fragen und Briefe ihr Interesse bekunden.

Friedemann, du hast einmal zitiert: „Wenn du einen Menschen rettest, dann rettest du die ganze Welt“ – Noch eine Welt hast du gerettet, zumindest einen großen Teil meiner Welt. Ich danke dir für alles und besonders dafür, dass du immer für mich da warst und bist.

Jürgen, ich weiß nicht wie ich ohne dich überlebt hätte... Es ist so schön dich zu kennen und ich freu mich schon total, dich wieder zu sehen!

Jochen, ich glaube unsere Beziehung verändert sich und du bedeutest mir immer mehr... Lassen wir es passieren!

Meine liebe Eva, danke für die ganzen Lachkrämpfe, so unpassend sie auch oft kamen (höhö), danke für dein offenes Ohr und überhaupt für alles!

Dann natürlich alle anderen Uganda-Eirenies, ganz besonders Hannes – ich danke dir für die tollen Gespräche und deine Gedanken, das gemeinsame Sein! – und auch

Jan (die Mbale-Clique), Danke für die schöne Zeit zusammen hier und vergesst mich nicht...

Oma & Opa und Enkelschwester Alice, danke dass ihr mich so nehmt, wie ich bin, auch wenn wir uns erst so kurz kennen... ☺

Silvia, ich wünsch dir alles Gute daheim und danke für die schöne Zeit in Ruanda!!

Ja Herr Fehlau, (ja wirklich), danke für den Lebensunterricht, der Denken gelernt hat. Ingeborg, Alice, Elke, Gabi, Gregor, Lara R., Markus, Martina und Tante Annelore, es ist einfach schön euch zu kennen und danke vor allem für eure Unterstützung in der letzten Zeit!

WICHTIG:

Diejenigen, die den Rundbrief immer noch nicht per Mail sondern nur kopiert von Gregor, Martina oder Jochen übergeben oder geschickt bekommen: Falls ihr eine E-Mailadresse habt, bitte meldet euch bei mir, damit ich ihn euch die nächsten Male direkt zuschicken kann: katharina.philipp89@gmail.com

Vielleicht bekommt der ein oder andere, der diesen Brief einfach nur (ohne dass ich gefragt habe) zugeschickt bekommt, Lust, mich über EIRENE zu unterstützen:

| | |
|-------------------|-------------------------------------|
| Kontonummer: | 10 11 380 014 |
| BLZ: | 350 601 90 |
| Institut: | KD- Bank, Duisburg |
| Verwendungszweck: | Unterstützerkreis Katharina Philipp |

Vielen Dank!

Ach ja:
Katharina Philipp
c/o Salem Brotherhood
P.O Box 1558
Mbale / UGANDA